

Herzog Anton Ulrich-Museum

# Heinrich der Löwe und seine Zeit

Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235

Katalog der Ausstellung  
Braunschweig 1995

Band 2  
Essays

Herausgegeben von  
Jochen Luckhardt und Franz Niehoff

Hirmer Verlag München

## Deutsche Literatur am Welfenhof

## Heidenkampf und Herrscherheil

»Wir alle miteinander wünschen dem Herzog Heinrich Gottes Lohn. Die Geschichte ist schön, und die geistliche Erbauung haben wir von ihm: das Buch ließ er vortragen, das in Frankreich geschrieben ist. Die edle Herzogin wünschte das, die Tochter eines mächtigen Königs. Von den glänzenden himmlischen Heerscharen werden sie nach der Mühsal dieser Welt dorthin geleitet werden, wo sie mit allen erwählten Gotteskindern die ewige Seligkeit finden. Daß sie sich das einmal vorgenommen hatten, das Buch vortragen und ins Deutsche übersetzen zu lassen, das bringt Ehre für Kaiser und Reich.«<sup>1</sup>

Diese Zeilen gehören zu den berühmtesten Gönnerzeugnissen der deutschen Literatur des Mittelalters, sie stehen am Schluß des »Rolandslieds« des Pfaffen Konrad (Kat. A 16); nachdem der Autor erzählt hat, wie der Kaiser den Verrat Geneluns durch Todesurteile über ihn und seine Anhänger gerächt hat, »ist das Lied zuende«.<sup>2</sup> Es bleibt ihm noch, den Auftraggeber Herzog Heinrich zu nennen und zu preisen, der die französische Vorlage auf Wunsch seiner Gemahlin herbeischaffen ließ. Später im Epilog nennt sich auch der Autor: »Wenn euch das Lied gefallen hat, gedenket alle meiner: ich heiße Pfaffe Konrad. Wie es in dem Buch auf Französisch geschrieben steht, so habe ich es ins Latein übertragen und ich habe nichts fortgelassen.«<sup>3</sup> Die Forschung ist sich (nach früheren Schwankungen) seit längerem einig, daß mit dem Herzog Heinrich nur Heinrich der Löwe gemeint sein kann, und man hat als Abfassungszeit »um 1172« erschlossen, wegen einer Aussage im Epilog, die man auf Heinrichs Pilgerfahrt in das Heilige Land zu eben dieser Zeit gedeutet hat: »Wo er auch gesündigt hat, so rechtfertigt er sich jetzt dafür« (*swâ er sich versûmet hât, / ze gericht er im nû stât* v. 9069f.). Auch den Pfaffen Konrad hat man am Welfenhof zu Braunschweig finden wollen; er ist vielleicht identisch mit einem der Hofkapellâne des Herzogs, der als *dominus* bzw. *magister Conradus* zwei Urkunden 1174 und 1176 bezeugt hat.<sup>4</sup> Wir können also die im Text des »Rolandslieds« genannten Namen auf historisch greifbare Personen beziehen: auf Heinrich, den mächtigsten Territorialfürsten der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, und auf einen seiner latei-

nisch gebildeten Hofbeamten, der dem Herzog in der Kanzlei, in der geistlichen und weltlichen Verwaltung diente. Daß ein Fürst volkssprachliche Literatur »in Auftrag gab«, ist zu dieser Zeit im deutschen Reich etwas Neues, noch keinesfalls weithin üblich – vorangegangen waren allenfalls westliche Adelsfamilien wie die Grafen von Loon (Brabant), für die Heinrich von Veldeke tätig war, während im Auftrag eines rheinischen Adelsgeschlechts schon vor dem »Rolandslied« der »Alexander« des Pfaffen Lamprecht entstand.<sup>5</sup> Autoren dieser frühen weltlichen Dichtung deutscher Sprache waren Kleriker, also Lateinkundige, die ihre Ausbildung in kirchlichen Institutionen (eher Dom- und Stiftsschulen als Klöstern) erfahren hatten. Von dort rekrutierten die führenden Adelshäuser ihre Kanzlei- und Verwaltungsbeamten, und zu ihnen gehörte auch der »Pfaffe« Konrad. Daß er ein kirchliches Amt hatte, geht aus seiner Selbstnennung nicht hervor; wenn er mit dem urkundlich bezeugten *Conradus* identisch ist, war er *presbyter*, also Priester, und führte den *magister*-Titel, den er wie andere Scholaren seiner Zeit vielleicht in Paris erworben hatte. Damit wäre seine Fähigkeit, die französische Vorlage zu übersetzen, gut zu erklären, ebenso wie das Phänomen, daß er sie zuerst ins Lateinische und dann ins Deutsche übertragen hat: Latein war seine Bildungssprache, in ihr dachte und disponierte er, wenn er mit Texten umging. Aber nicht das war der Grund, den Übersetzungsvorgang so darzustellen, er ist vielmehr vor dem Hintergrund einer Debatte über die Wahrheit volkssprachlicher Dichtung zu sehen. *wârheit* ist ein entscheidendes Kriterium für den Autor; im Prolog bittet er Gott um Hilfe, sie schriftlich niederzulegen (v. 8), im Epilog wird dem Auftraggeber zugesprochen, die *rechte wârheit* zu lieben (v. 9054). Diese Wahrheit wird durch die Nähe zum Latein verbürgt. Wenn die Geschichte ebenso wie auf Französisch und Deutsch, so auch auf Lateinisch in Erscheinung treten kann, hat sie in der Volkssprache demzufolge auch die Wahrheit und Würde der lateinischen »heiligen« Texte.<sup>6</sup> Der Autor nennt sich »Pfaffe«, um seinen Bildungsstand nachzuweisen, der ihn zum richtigen Umgang mit dem Text befähigt, sein (mögliches) Priestertum war in diesem Zusammenhang uninteressant. Vergleichbar ist die Selbstnennung Hartmanns von Aue, der seine Gelehrt-

keit ebenso betont wie seinen Kriegerstatus: *Ein riter so gelêret was*, sagt er von sich (»Der arme Heinrich«, v. 1; ähnlich »Iwein«, v. 21), denn sein Rittertum befähigt ihn, von den Kämpfen sachverständig zu berichten und die Konflikte der Helden sozusagen authentisch zu präsentieren, seine gelehrte Bildung hingegen, die Vorlage richtig zu verstehen und entsprechend disponiert darzubieten.

Der Welfenhof gehörte also zu den Vorreitern bei der kulturell-politisch bedeutsamen Förderung volkssprachlicher Dichtung, und nicht zufällig nennt Konrad hier neben seinem Herrn auch dessen Gemahlin Mathilde: Ihr war aufgrund ihrer Herkunft vom angevinischen Hof die Pflege von Literatur vertraut, und sie »besorgte« die Vorlage, die *Chanson de Roland*, die sie wahrscheinlich sich und ihrer französischsprachigen Umgebung »vortragen« und dann für den gesamten Hof übersetzen ließ. Heinrich der Löwe konnte mit der Darbietung eines literarischen Werks ein modernes »Herrschaftszeichen« seines Schwiegervaters, Heinrichs II. von England, übernehmen. Vor allem über die hiermit verbundene politische Funktionalisierung des »Rolandslieds« gibt der Epilog Auskunft, alle Angaben dienen vornehmlich der Fixierung entsprechender Intentionen. Heinrich der Löwe verwirklichte ja ein umfassendes kulturell-politisches Selbstdarstellungsprogramm, von dem die deutsche Dichtung nur einen Teil darstellte.<sup>7</sup> Dieser aber war über seine allgemeine Dienstbarmachung für einen umfassenden Führungsanspruch hinaus noch für die Artikulation inhaltlicher Programmatik von Nutzen. Nach dem Himmelslohn, den die Auftraggeber erwerben, erwähnt der Epilog die »Ehre für Kaiser und Reich«, zu der das »Rolandslied« beiträgt. Das ist allerdings fast usurpatorischer Anspruch, denn, obwohl zu Beginn der siebziger Jahre noch gutes Einvernehmen zwischen Kaiser Friedrich I. und dem Löwen herrschte, wäre es doch eigentlich Sache des Kaisers gewesen, das moderne Instrument der volkssprachlichen Dichtung für seine »Ehre« zu nutzen. Herzog Heinrich erhebt also implizit den Anspruch, mehr für »das Reich« zu tun als Friedrich selbst. Die folgenden Textzeilen des Epilogs formulieren diese politischen Tendenzen noch deutlicher, doch zum Verständnis ist die Erzählung selbst mit heranzuziehen.

Sie handelt bekanntlich vom Spanienfeldzug Karls des Großen, der als Gotteskrieg gegen die heidnischen Sarazenen dargestellt ist. Roland, als der tapferste der Paladine, zieht sich die Feindschaft seines Schwiegervaters Genelun zu, die so weit geht, daß dieser mit den Heiden paktiert, um Roland zu vernichten: Er stirbt als Befehlshaber der fränkischen Nachhut im Kampf gegen die heidnische Übermacht als Märtyrer Gottes. Karl schlägt in einer Schlacht mit weltgeschichtlicher Dimension die Heiden

und rächt seinen Neffen; der Verräter aber wird, trotz der Weigerung der Fürsten, einen Standesgenossen zu bestrafen, in einem gottesgerichtlichen Zweikampf unter Karls Vorsitz des Verrats überführt (er hatte eine legitime Fehde behauptet) und zu Tode geschleift. Neben der heilsgeschichtlichen Bedeutung des gottgefälligen Heidenkriegs steht hier (ähnlich wie in der französischen Vorlage) die »Staatshandlung«.<sup>8</sup> Karl ist der von Gott geleitete Herrscher, der jedoch auf seine Fürsten angewiesen bleibt, und in der Ratsversammlung, auf der Heerfahrt und beim Gericht wird das Miteinander von Zentralgewalt und Landesfürsten in seinen Möglichkeiten und Grenzen exemplarisch dargestellt. Die Aburteilung des Verräters wird nämlich erst möglich, als ein Kämpfer aus Rolands Sippe gegen Geneluns Kämpfen antritt, und wie David den Goliath, kann er, weil Gott mit ihm ist, den Gegner besiegen (v. 8847ff.). »Wir können in unserer Zeit dem König David keinen mit so viel Recht vergleichen wie den Herzog Heinrich. Gott gab ihm die Kraft, daß er alle seine Feinde besiegte. Er hat der Christenheit Ehre gemacht, und durch ihn wurden die Heiden bekehrt – das ist mit gutem Recht sein Erbe«, heißt es im Epilog.<sup>9</sup>

Heinrich erscheint hier als der »neue David: eine Rolle mit mehreren Dimensionen. Vom Epos ist die des von Gott benedeten Kämpfers vorgegeben, zugleich soll Heinrich wie sein episches Vorbild Roland als der einzig verlässliche aller Fürsten erscheinen. David ist aber auch König, er ist der alttestamentliche Herrscher par excellence, weshalb Kaiser Karl an seinem Hof auch den Beinamen »David« führte. Kaiser Friedrich I. Barbarossa knüpfte mit seiner Herrschaftsauffassung am Davidkönigtum an, am Davidstag 1165 ließ er Karl den Großen heiligsprechen. Heinrich beansprucht also literarisch vermittelt dieselbe königsgleiche Position, die er politisch für sich behauptete.<sup>10</sup> Und schließlich ist David auch der Dichter, der Sänger der Psalmen und damit nicht nur ein politischer, sondern auch ein kultureller Heros: Diesen Anspruch löst Heinrichs Auftraggeberschaft für das »Rolandslied« ein.

Neben diesen Intentionen spielen vermutlich noch weitere eine Rolle. Schon 1147 hatten die sächsischen Fürsten einen politisch motivierten »Kreuzzug« gegen die heidnischen Slawen östlich der Elbe unternommen. Bernhard von Clairvaux, der agitatorische Prediger des zweiten Kreuzzugs ins Heilige Land, hatte das Unternehmen gutgeheißen und sogar gefordert, die besiegten Slawen vor die Alternative »Tod oder Taufe« zu stellen. Diese Ideologie der Gewaltmission widersprach zwar der christlichen Lehre, sie wurde aber zum offiziell zitierten Programm, wie die Kanzlei Heinrichs des Löwen im Zusammenhang mit einem seiner Nachfolgeunternehmen im Jahre 1163 formulierte: »Da die himmlische Gnade unseren Unternehmungen Erfolg geschenkt hat, haben wir über die

Menge der Slawen derart triumphieren können, daß wir den Gehorsam der Demütigen durch die Taufe zum ewigen Leben, den Trotz der Hochmütigen aber durch Vergießen ihres Blutes zum ewigen Tod geführt haben.«<sup>11</sup> 1164 kam es wiederum zu Kämpfen, ebenso 1166, in deren Folge der Obodritenfürst Pribislaw zum Christentum übertrat und von Heinrich, der einen Verbündeten brauchte, den größten Teil seines Territoriums zum Lehen erhielt. Pribislaw hat den Herzog auf der Pilgerfahrt 1172 begleitet, wohl begleiten müssen, damit der Löwe seiner Loyalität sicher sein konnte. Das Programm der Heidenkämpfe im »Rolandslied« entspricht nun weitgehend dem der »Slawenkreuzzüge« mit dem Ziel der Vernichtung oder der Gewalttaufe der Heiden. Das ist um 1172 politisch nicht mehr von höchster Aktualität, wohl aber von geistlicher Bedeutung im Zusammenhang mit Heinrichs Pilgerfahrt. Sie ist zwar ausdrücklich als Bußleistung deklariert (*swâ er sich versûmet hât / ze gerichte er im nû stât*), von diesen »Sünden« wird jedoch gerade die imperialistische Gewaltmission ausgenommen: »Er hat der Christenheit Ehre gemacht und durch ihn wurden die Heiden bekehrt ... Gott gab ihm immer den Sieg.«<sup>12</sup> Die Ergebnisse der »Slawenkreuzzüge«, die welfische Oberherrschaft östlich der Elbe, durften nicht durch religiöse Bedenken gegen ihr Zustandekommen angezweifelt werden; das Programm des Spanienfeldzugs in Gottes Namen, wie ihn das »Rolandslied« darstellt, legitimierte implizit auch das Vorgehen Heinrichs, ja, zeigte ihn als Vorkämpfer der Christenheit wie Karl den Großen, als dessen »Erbe« er sich verstand: Im fast gleichzeitig entstandenen Helmarshausener Evangelium (vgl. Kat. D 31) wird Heinrich im Widmungsgedicht als Nachkomme Karls gefeiert.<sup>13</sup> Das »Rolandslied« reagiert implizit auf zeitgenössische Kritik an der politisch funktionalisierten Gewaltmission. Helmold von Bosau spricht in seiner 1172 abgeschlossenen »Slawenchronik« davon, daß bei Heinrichs »Kreuzzügen« »niemals vom Christentum, sondern immer nur vom Geld die Rede gewesen sei«<sup>14</sup> – das »Rolandslied« spricht hingegen nur vom Glauben und rechtfertigt auch damit letztlich den Nachfahren Karls im Heidenkampf, Herzog Heinrich, vor dem geistlichen Vorwurf. Darüber hinaus war es in der mittelalterlichen Welt eine prestigeträchtige Angelegenheit, einen heiligen Ahnen zu haben. Karl, ein Vorfahre Heinrichs, war im Jahre 1165 heiliggesprochen worden, und als Heiligen apostrophiert ihn der Prolog des »Rolandslieds«; er berichtet »von einem verdienstvollen Menschen, wie er das Himmelreich gewann: das ist Kaiser Karl, er ist bei Gott, weil er mit Gottes Hilfe viele heidnische Länder erobert hat«.<sup>15</sup> So soll und wird es auch Heinrich, seinem Nachkommen und Nachfolger ergehen, das ist die implizierte Vorstellung, die im Epilog aktualisiert wird.

Am »Rolandslied« lassen sich die vielfältigen Möglichkeiten, volkssprachliche Literatur in fürstlichem Auftrag politisch einzusetzen, besonders gut zeigen, weil der Epilog so detaillierte Hinweise gibt. Bei den anderen Werken, die die Forschung dem Mäzenatentum Heinrichs zuschreibt, ist dies weniger deutlich, weil die Autoren weder über sich noch über ihren Auftraggeber und dessen Intentionen sprechen.

## Reichsgeschichte und Fürstenrecht

Die älteste deutsche Reimchronik, die »Kaiserchronik«, ein unvollendetes Riesenwerk von fast 20000 Versen, ist vermutlich in Regensburg entstanden, begonnen wurde sie vor 1147, der Abschluß könnte in den fünfziger Jahren erfolgt sein. Die Chronik berichtet die Geschichte des *Imperium romanum* von Cäsar bis zum Stauferkönig Konrad III. (mit dessen Kreuznahme Weihnachten 1146 endet sie), wobei die römische Zeit mit 36 Kaisern gegenüber der deutschen mit 19 das Übergewicht hat; herausragende Gestalt ist auch hier Karl der Große. Da im Schlußteil der welfische Herzog Heinrich der Stolze (ebenso wie Kaiser Lothar von Süpplingenburg) positiv dargestellt wird, hat man an welfische Auftraggeberschaft gedacht, wenn sich hiermit auch weniger gut in Einklang bringen läßt, daß Heinrichs Bruder, Welf VI., als Empörer gegen das Reich charakterisiert wird (v. 17216, 17236) – die Hauschronik der Welfen, die *Historia Welforum* (um 1170), betrachtet im Gegensatz dazu Welfs Auseinandersetzung mit dem König als legitimen Kampf um sein Erbe.<sup>16</sup> Neben den Kaisern treten allerdings die Fürsten als Träger der Herrschaftsgewalt ähnlich wie im »Rolandslied« positiv hervor, so daß ein Territorialfürst, der mit der Zentralgewalt zusammenwirkte, durchaus als Auftraggeber in Frage kommt. Daher wird Heinrich der Löwe, der ja auf dem Reichstag von Regensburg 1156 die welfische Herrschaft in Bayern wieder aufrichten konnte, als möglicher Auftraggeber des Abschlusses erwogen: Die Rückübertragung Bayerns gehörte zu den wichtigsten Zugeständnissen Kaiser Friedrichs I. für die Unterstützung Herzog Heinrichs, und so mochte diesem durchaus daran gelegen sein, Welfs Widerstand gegen König Konrad III. zu inkriminieren. Für eine Gönnerschaft des Welfenherzogs spricht weiterhin die Tatsache, daß der Pfaffe Konrad die »Kaiserchronik« so gut kannte und seinen Stil so sehr an ihr gebildet hat, daß man die gleiche Verfasserschaft (oder -beteiligung) für die Chronik und das »Rolandslied« erwägen konnte. Daß das geschichtliche Werk nicht weiter geführt wurde als bis zum Beginn des Jahres 1147 mag dann damit zusammenhängen, daß Heinrich selten in Bayern war und seine Herrschaft dort meist nicht persönlich ausübte. Zudem hätte die »Kaiserchronik« nicht gut zu der modernen Pro-

pagandafunktion von Dichtung gestimmt, wie wir sie im »Rolandslied« gesehen haben. Das Interesse Heinrichs an alten Chroniken, das Gerhard von Steterburg für das Jahr 1194 vermerkt (»Der Herzog ordnete an, alte Geschichtsbücher zu sammeln, zusammenzustellen und ihm vorzulesen, und bei dieser Beschäftigung verbrachte er oft Nächte ohne Schlaf«),<sup>17</sup> bezieht sich erst auf das Ende von Heinrichs Leben und dann auch nicht auf den öffentlichen, repräsentativen Vortrag, wie wir ihn für Verschronik und -epos voraussetzen, sondern auf private Lektüre. Zur Herrschaftskonzeption seiner frühen Jahre paßte womöglich die »Kaiserchronik« nicht besonders gut, der Herzog ließ sie (ohne eigentliches Interesse) lediglich notdürftig fertigstellen und knüpfte damit anlässlich seiner Übernahme des Herzogtums an das Erbe seines Vaters, Heinrich des Stolzen an, der vielleicht der ursprüngliche Auftraggeber gewesen war. Die Rückbindung an Familientraditionen, ein typischer Zug adeliger Geschlechter, zeigt sich immer wieder auch in der Literaturförderung. Gibt es für welfisches Mäzenatentum im Fall der »Kaiserchronik« noch deutliche Hinweise, so trifft dies im Fall des »Herzog Ernst« nicht zu, die Indizien sind vielmehr sehr vage und werden den allgemeinen Konstellationen (Konflikt zwischen dem »Empörer« Ernst und dem Kaiser, versöhnliches Ende) und dem speziellen Motiv der Orientfahrt Ernsts (Bezug auf Heinrichs des Löwen Pilgerzug) entnommen.<sup>18</sup> Die erschließbare historische Sage (Aufstand eines Herzogs gegen den kaiserlichen Vater bzw. Stiefvater, Ächtung und Versöhnung) hat mit den Welfen nichts zu tun. Die älteste bruchstückhaft erhaltene literarische Gestalt, ein Versepos der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, hat Ernst zum Bayernherzog gemacht und ihn in einen fabulösen Orient geschickt, der auf der Basis antiker und nachantiker Traditionen sowie orientalischer Erzählungen dargestellt ist, die zum Teil durch die Kreuzfahrer vermittelt worden waren. Die Lokalisierung in Bayern (mit der Belagerung Regensburgs) hat zu der These geführt, daß der Herzogshof unter Heinrich der Entstehungsort sei. Mit dem Interesse an der »Staatshandlung« paßt der »Herzog Ernst« zum »Rolandslied«, hier wird der Konflikt zwischen Kaiser und Fürst allerdings anders thematisiert und positiv gelöst – man hat dabei an die Geschichte Heinrichs des Stolzen als Anregung gedacht, auch die Konflikte Welfs VI. mit Konrad wären ein mögliches Modell, das die Aktualisierung des alten Sagenstoffs bewirkt haben könnte. Einen Bezug zwischen der Pilgerfahrt des Löwen und den Orientabenteuern Ernsts kann man erst in den späten Sagen von Heinrich dem Löwen feststellen: hier sind Elemente aus dem »Herzog Ernst« eingeflossen. Auch das Interesse an *Curiosa* und *Memorabilia*, das die für Otto IV. geschriebenen *Otia imperialia* bestimmt (dazu unten), ist ein viel zu allgemeiner Zug, als daß man daran

eine welfische Auftraggeberschaft festmachen könnte. Dagegen sprechen das geringe Interesse des Löwen an Bayern und der Bezug auf Bamberg: dort findet die Versöhnung mit dem Kaiser statt, dort läßt dieser die Abenteuer Ernsts aufzeichnen und dort finde sich noch die lateinische »Ernst-Chronik«, behauptet der Autor der Fassung B (v. 4470ff.). In Bamberg liegt jedoch Konrad III., der Kontrahent Herzog Welfs VI., begraben, so daß dort ein eigenes Interesse an einer fabulösen Ausschmückung von Reichskonflikten bestanden haben mag, das an Bischof Eberhard II. (1146–1170) als Auftraggeber denken läßt, der eine führende Position bei Konrad innehatte. In Frage kämen aber auch die Grafen von Hohenburg, bei denen die Namen Ernst und Adelheid vorkommen und die sich von den babenbergischen Schwabenherzögen herleiten.<sup>19</sup> Herzog Heinrichs Mäzenatentum bleibt demgegenüber unabweisbar; Zeugnis für seinen fast mythischen Nachruhm ist allerdings die erwähnte Ausgestaltung der Heinrich-Sage mit Motiven aus Ernsts Orientfahrt: im Gedächtnis der Nachwelt wird der Herzog zum »klassischen Empörer«.

### Herrschaft, Heldentum und »neue« Liebe

Mit erheblich besseren Argumenten läßt sich der Tristanroman des Eilhart von Oberge am sächsischen Herzogshof lokalisieren. Ein Ministeriale der Herzöge mit diesem Namen ist in zwölf Urkunden Heinrichs des Löwen, des Pfalzgrafen Heinrich und Kaiser Ottos IV. sowie in einem Güterverzeichnis Siegfrieds II. von Blankenburg zwischen 1189 und 1209/27 (Güterverzeichnis) bezeugt. Wenn dieser Eilhart der Autor war – und nichts spricht überzeugend dagegen –, so ist der »Tristrant« nach dem Exil Heinrichs in der Normandie und in England entstanden, wo die Beschaffung der Vorlage, der altfranzösischen *Estoire de Tristan*, erfolgt sein kann; auch in der Folgezeit hatten die Söhne des Löwen, Otto und vor allem Wilhelm, enge Beziehungen zum angevinischen Königshof, wo man die Entstehung der *Estoire* vermutet hat.<sup>20</sup>

Allerdings fällt es schwer, den alternden Herzog Heinrich als Auftraggeber des Liebesromans zu sehen. Zwar akzentuiert der Erzähler die Elemente, die zur welfischen Vorliebe für »Staatshandlungen« passen (wie die Tributforderung des irischen Königs, die Bereitschaft Tristrants für Cornwall zu kämpfen und die Beratung der Fürsten darüber, ferner die Nachfolgeregelungen, die Tristrant trifft, als er zur Heilungsfahrt nach Irland aufbricht, und der tatsächliche Konflikt beim Tode seines Vaters sowie die Vasallenaufstände gegen Havelin, den Vater der zweiten Isalde), die letztlich dominierende Liebeshandlung aber entspricht nicht den sonst festzumachenden Interessen des Herzogs. Es dürfte daher eher die neue Generation sein, die für die Aufnahme des modernen Minnethemas

verantwortlich war. Man könnte an den ältesten Sohn des Löwen, Pfalzgraf Heinrich denken, dessen Eheschließung mit Agnes von Staufeu im Jahre 1193 nach dem Muster literarischer Liebesgeschichten (Entführung, Einverständnis der Mutter, heimliche Heirat) so ›romantisch‹ stilisiert wurde, daß Ernst Raupach und Gaspare Spontini daraus eine Hochzeitsoper für den preußischen Prinzen Wilhelm, den nachmaligen Kaiser Wilhelm I., machen konnten (›Agnes von Hohenstaufen‹). Der spätere Pfalzgraf hatte seinen Vater fünfzehnjährig in das zweite Exil begleitet und dort die Kultur des angevinischen Hofes erlebt. Vielleicht gab er aber auch nicht selbst den Auftrag zur Übersetzung der altfranzösischen *Estoire* (dann wäre das wohl, analog zum »Rolandslied«, vom Autor erwähnt worden), sondern der Roman wurde ihm gewidmet, womöglich zu seiner Hochzeit im Jahre 1193. Da im »Tristrant« gegenüber der erschließbaren Vorlage die ohnehin schon prominente Rolle des Seneschalls am Hofe Markes als Freund des Helden noch weiter ausgebaut wird, könnte der eigentliche Auftraggeber der herzogliche Seneschall Jordan von Blankenburg gewesen sein, der dem jungen Heinrich von Braunschweig anscheinend besonders verbunden war: er wurde nach dem Tod des Löwen 1195 Dienstmann des Pfalzgrafen. Auch Wilhelm, der jüngste Sohn Herzog Heinrichs, ist als Auftraggeber vorstellbar: Jordan von Blankenburg gehörte ab 1197/98 zu seiner Dienstmannschaft. Wenn man an eine Bestellung durch Otto IV. denkt, bei dem Eilhart von 1202 bis 1207 fünfmal nachgewiesen ist, wäre der Roman allerdings reichlich spät zu datieren.<sup>21</sup> Jedenfalls ist davon auszugehen, daß Eilhart aus einer guten Kenntnis sowohl der französischen wie der deutschen höfischen Literatur schreibt: Er äußert sich zu den konkurrierenden französischen Fassungen (v. 9452ff.), benutzt Veldeke und rechnet mit der Kenntnis der Artushelden Gawain und Keie in ihren typischen Rollen. Wie die Diskussion des tristanischen Liebesmodells in der französischen und deutschen Lyrik zeigt,<sup>22</sup> ist der Stoff von großer Aktualität, und seine Wahl zeugt von wacher Kenntnis der literarischen Situation.

Der Tristan-Roman ist der große Liebesroman des Mittelalters, vor allem in der höfisch-gelehrten Fassung des Thomas von Britannien und Gottfrieds von Straßburg. Demgegenüber ist die (zu Unrecht ›spielmännisch‹ genannte) ›Abenteuer-Version‹ Eilharts mindestens ebenso sehr vom Liebesthema wie von heroischen Aktionen Tristrants und den oben erwähnten ›Staatshandlungen‹ geprägt: die Liebesthematik erscheint hier im Kontext eines Heldenlebens. Der Prolog kündigt eine Erzählung davon an, »wie der Herr Tristrant in diese Welt kam und wie er sein Ende fand und was er alles an Wundertaten beging und wie er alles durchführte, was er in dieser Welt unternahm, schließlich wie der künsterreiche Mann die Herrin

Isalde erwarb und wie sie durch ihn den Tod fand – er durch sie und sie durch ihn« (v. 36–45). Die erstaunlichen Taten werden also als von primärem Interesse vor der Liebesgeschichte genannt. Diese ist nun auf eine Weise erzählt, die sich deutlich von der Apotheose der Liebe in der höfischen Version unterscheidet: Hier gilt der Liebestrank als verderblich, er entschuldigt den Verrat der Liebenden an Oheim, Lehnsherren und Gemahl, sogar die Sünde gegen Gottes Gebot. Eilhart kannte wahrscheinlich die Fassung des Thomas, denn er grenzt sich v. 9452ff. im Zusammenhang mit seiner Namensnennung polemisch gegen jemanden ab, der die Geschichte anders erzählt hat. Die ›Abenteuer-Version‹ paßte besser in den Kontext der weltlichen Literatur als die Verherrlichung der Ehebruchliebe und die Konzentration auf diese Handlungsdimension in der höfisch-gelehrten Fassung. Den religiösen Einstellungen, die bei den Welfen anscheinend besonders prononciert waren, trug Eilhart insofern Rechnung, als er die Szene des gefälschten Gottesurteils, die in seiner Quelle aller Wahrscheinlichkeit nach einen Höhepunkt der Listen und Täuschungen des Paares bildete (Isalde schwört einen formal richtigen, der Intention nach falschen Eid), kurzerhand ganz eliminierte.<sup>23</sup>

Während es zur Zeit des »Rolandslieds« so gut wie keine literarisch konkurrierenden Höfe gab, ist die Situation Anfang der neunziger Jahre schon deutlich anders: Bei den Ludowingern in Thüringen wird mit Heinrich von Veldeke der Antikenroman mit moderner Liebesthematik (›Eneas‹) gepflegt, daneben auch Minnesang; bei den Zähringern im deutschen Südwesten werden der hochaktuelle Artusroman (Hartmann von Aue, »Erec‹), die höfische Legende und die Liebeslyrik gefördert; letztere blüht auch am Babenberger Hof und bei den regierenden Staufern, wo Heinrich VI. selbst Minnelieder gedichtet hat. Die Welfen hatten, wahrscheinlich infolge der Verbannung des Löwen, ihre in den siebziger Jahren führende Stellung verloren. Mit dem »Tristrant« suchten sie wieder anzuknüpfen und mit deutlichem Selbstbewußtsein ein freies Feld zu besetzen: Die Antikenthematik und der Artusroman waren sozusagen ›vergeben‹, der Minnesang ebenso, da war das verbleibende Neue der Tristanstoff, der die aktuelle Liebesthematik ganz herausgehoben als Handlungsmovens hatte. Der junge Heinrich von Braunschweig hatte sich 1190 dem Kaiser angeschlossen, er heiratete drei Jahre später in die Stauferfamilie ein; mit einem Tristanroman konnte er sich als kulturell den Staufern gleichwertiger und eigenständiger Fürst profilieren. Daß die sprachlich-stilistische Dimension gegenüber den Leistungen Heinrichs von Veldeke im Eneasroman und Hartmanns von Aue im »Erec« und im »Gregorius« weniger differenziert und flexibel erscheint, mag in dem Phänomen des Neubeginns in Sachsen begründet liegen. Eilhart kann nicht an

eine heimische Tradition der Liebesdichtung anknüpfen, er sucht Orientierung bei Heinrich von Veldeke, im Liebesmonolog der Isalde lehnt er sich an den der Lavinia an. Heinrich hatte zwar zu Beginn der siebziger Jahre »das erste Reis an den Baum der deutschen Dichtkunst gepfropft«, wie sich Gottfried von Straßburg 40 Jahre später ausdrückt, aber zur Abfassungszeit des »Tristrant« war das schon nicht mehr das neueste Muster, Hartmann war moderner. Eilhart verfolgt ihm gegenüber eine stark handlungsbetonte Darstellungsweise mit nur geringer Distanz des Erzählers zu seinem Stoff, analytische Partien sind demgegenüber selten. Es wäre jedoch falsch, Eilharts »Tristrant« als rückständiges Werk zu betrachten; vom Thematischen und Erzählerischen her ist es das gewiß nicht, gegenüber einer höfischen Liebesidealisation verhält es sich zurückhaltend (und entspricht damit womöglich einer Familientradition, in der die Liebesdichtung nicht gefragt war). In der sprachlichen Realisierung gelingt der Anschluß an die führende Literatur freilich noch nicht, wobei der große Sprung zu berücksichtigen ist, der nötig gewesen wäre, um mit der Avantgarde (Hartmann von Aue) gleichzuziehen.

### Kaisermacht und Haustradition

Der jüngere Bruder Heinrichs von Braunschweig, Otto, der spätere Kaiser, war in besonderer Weise von der angvinischen Hofkultur geprägt. Er hat am englischen Königshof seine Ausbildung erfahren, sein Lehrer war ein sonst nicht weiter bekannter Magister Marbotus, er konnte sicherlich Latein; so ist ihm auch ein Werk in dieser Sprache gewidmet: »Das Buch von den Wundern der Welt oder der Trost des Kaisers« (*Liber de mirabilibus mundi, qui alias solacium imperatoris nominatur*) des gelehrten Politikers Gervasius von Tilbury (Kat. E 21).<sup>24</sup> Die Erstfassung war seinem früh verstorbenen Oheim, Jungheinrich von England zugeordnet gewesen. Gervasius schickte das überarbeitete Werk dem Kaiser auf die Harzburg, als er dort nach der verlorenen Schlacht von Bouvines Trost brauchte und Muße hatte, sich wie sein Vater Chronikalisches vorlesen zu lassen (seit dem 15. Jahrhundert bürgerte sich der Titel *Otia imperialia*, »Kaiserliche Mußestunden«, ein). Das Werk ist eine Summe von historischem, naturkundlichem und geographischem Wissen, ergänzt durch Anekdotisches, und fügt sich insofern gut den Literaturinteressen am Welfenhof ein, wie es durch die Beschäftigung Heinrichs des Löwen mit alten Chroniken bezeugt ist.

Auf direkte Anregung Ottos geht allerdings ein Werk zurück, das nur in mittelschwedischer Sprache erhalten ist: »Herzog Friedrich von der Normandie«, zwischen 1304 und 1314 aus dem Deutschen übersetzt im Auftrag der norwegischen Königin Eufemia, einer Schwester des

Fürsten Wizlaw von Rügen, der auch als Minnesänger hervorgetreten ist.<sup>25</sup>

Als Kaiser hat Otto auch die Möglichkeit direkter Propaganda genutzt, die die entwickelte deutsche politische Saßgedicht bot: Walther von der Vogelweide, der vorher König Philipp (und einigen Territorialherren) gedient hatte, wird von Otto im Jahre 1212 verpflichtet, seine Zielsetzungen vor der Fürstenversammlung in Sangspruchstrophen vorzutragen.<sup>26</sup> Als der Kaiser am Palmsonntag den ersten Hoftag auf deutschem Boden nach seiner Kaiserkrönung abhielt, ließ er sich von Walther mit dem Kaisertitel begrüßen: *her keiser* beginnen drei Strophen. Die erste dient der Propagierung einer Einheit von Kaiser und Reichsfürsten, die in der idealen Form, wie sie der erste Otten-Spruch darstellt, eher Ziel als Realität war: »Herr und Kaiser, Willkommen Euch! Der Titel König ist Euch genommen, deshalb überstrahlt Eure Krone alle anderen Kronen. Eure Hand verfügt über die Fülle an Macht und Reichtum, ganz nach Eurem Willen vermag sie zu strafen und zu lohnen. Darüber hinaus sage ich euch, daß die Fürsten Euch ergeben sind. Sie haben, wie es sein sollte, Euer Kommen erwartet. Und besonders der Meißner, der ist gewiß für immer Euer Vasall – eher würde ein Engel zum Verrat an Gott verleitet.«<sup>27</sup> Die hohen Töne mit religiöser Überhöhung sollten von der Abwesenheit der geistlichen Fürsten ablenken und den Anwesenden unmißverständlich (mit »Zuckerbrot und Peitsche« – *rechen unde lönen*) klar machen, wie sie sich zu verhalten hätten. Dem Kaiser war kaum verborgen geblieben, daß der böhmische König, der Landgraf von Thüringen, der »engelgetreue« Meißner wie die Herzöge von Österreich und Bayern sich im geheimen für seinen staufischen Rivalen Friedrich erklärt hatten. Er ließ durch seinen Sänger Walther (der ihm wahrscheinlich auch als Gesandter diente) den Idealzustand präsentieren und die Opposition ignorieren, um die Moral seiner Anhänger zu stärken. Die zwei weiteren Strophen im Ottenton mahnen Otto unter der Vorgabe seines universalen Kaiser-Konzepts zum Kreuzzug.<sup>28</sup> Auch hier spricht der Sänger öffentlich mit propagandistischer Zielsetzung. Otto hatte schon nach seiner Erhebung zum Kaiser ein Kreuzzugsgelübde abgelegt und mußte gar nicht gemahnt werden. Walther stilisiert sich als himmlischer Bote, der Otto von Gott geschickt wird, und soll damit sinnfällig machen, daß der Bann, den der Papst verhängt hat, unrechtmäßig ist und vor Gott keinen Bestand hat. Außerdem sollten die Fürsten zur Kreuznahme gedrängt werden: ein altes Mittel, um sie unter der Führerschaft des Kaisers zu vereinen und von ihren territorial- und reichspolitischen Sonderinteressen abzulenken, die zu verfolgen sie während der Kreuzfahrt keine Gelegenheit hatten. Walther betont, daß Otto seine Macht direkt von Gott habe, und wenn der Kaiser sich als *voget*, als

Rechtsvertreter Gottes ansprechen läßt, so beansprucht er damit einen Titel (*vicarius Dei*), den die Kaiser vor dem Investiturstreit geführt hatten, den aber jetzt der Papst beanspruchte.<sup>29</sup> Auch in den drei Anti-Papst-Sprüchen im Ottonen argumentiert der Sänger mit der Gottunmittelbarkeit des Kaisers, die dem Papst keinen Einfluß auf das Imperium (Zinsgroschen-Gleichnis aus Lc 20,20) erlauben darf. Programmatisch beginnt der Spruch 12,30: »Gott setzt als König ein, wen er will« – Gott also, nicht etwa der Papst. Die Strophen im Unmutston werden nicht in ihrer Gesamtheit Aufträgen Ottos zugeschrieben, allenfalls die Kritik an den geistlichen Reichsfürsten (33,1) und die Papstschelte, die ihn als neuen Judas denunziert (33,11) sind vielleicht in seinem Interesse vorgetragen worden, der erste Spruch im sogenannten Meißner-Ton (105,13) argumentiert ebenfalls aus seiner Position: Otto, »der erhabene Kaiser«, soll den Abfall des Thüringer Landgrafen bestrafen. Auch hier läßt sich der Kaiser öffentlich zu einer politischen Handlung auffordern, die er wahrscheinlich schon längst beschlossen hatte, selbst zu äußern jedoch nicht für opportun hielt. Daher läßt er Walther die entschiedene Position formulieren, um seine schwankenden Anhänger auf seine Intentionen festzulegen.

Otto verstand es, die neuen Möglichkeiten des politischen Sangspruchs so zu nutzen wie sein Vater die der Epik: formal zur herrscherlichen Repräsentation in der mäzenatischen Geste, inhaltlich zur impliziten, indirekten Propaganda für seine politischen Absichten und seine von ihm selbst definierte Stellung. Die typisch welfische Tradition zeigt sich weniger in der allgemeinen Funktionalisierung von Literatur – die gilt auch für andere Familien –, als vielmehr in dem spezifischen extremen Familienstolz: von niemandem in seiner Würde abhängig sein als von Gott. Bei Otto fand das seine Ausprägung in einer besonders hohen Auffassung seiner kaiserlichen Rechte und Pflichten. Noch auf dem Totenbett, als er sich dem Papst als höchster geistlicher Autorität unterwarf, gelobte er, ihm in allem gehorsam zu sein, außer in seinem Kaiseramt. Die traditionell starke religiöse Komponente des »welfischen Selbstverständnisses«, die zumindest teilweise aus der Bündnispolitik der Welfen resultiert (Gegner der Zentralgewalt, Unterstützung des Papstes), ist bei Otto weniger vertreten, heilsgeschichtliche oder erbaulich-religiöse Themen finden wir in den von ihm angeregten Werken eher angedeutet. Die Ebstorfer Weltkarte (Kat. A 1), eine »heilsgeschichtliche weltkundliche Kartographie«, ist in ihrer Datierung zu sehr umstritten, als daß sie sicher Ottos Regierungszeit zugeschrieben werden könnte, sein »Trostbuch« von Gervasius von Tilbury gehört jedoch zu den geistigen Grundlagen der Karte, und die besondere Hervorhebung Braunschweigs und Lüneburgs beweist ihre Entstehung im welfischen Machtbereich.<sup>30</sup>

## Imitatio Henrici

Die erbaulich-religiöse Dimension finden wir in der lateinischen Übertragung von Hartmanns von Aue »Gregorius« durch Arnold von Lübeck um 1210 für den vierten Sohn Heinrichs des Löwen, Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, die *Gesta Gregorii Peccatoris*.<sup>31</sup> Wilhelm beauftragte Arnold, weil dieser bereits die »Slawenchronik« Helmolds von Bosau vollendet und auch das Widmungsgedicht im Helmarshausener Evangeliar verfaßt hatte.<sup>32</sup> Arnold war damit Garant der Haustradition, und die Berufung auf Wilhelms Vater steht dann auch im Epilog: »Ich glaube nämlich, daß Ihr Euch erinnert habt, daß ich von meiner Kindheit an unter der Aufsicht Eures verehrungswürdigen Vaters, des berühmten Herzog Heinrich, in Braunschweig ausgebildet wurde.«<sup>33</sup> Wilhelm stellt sich also mit diesem Auftrag in die Tradition seines Vaters, dessen Ruhm, Taten und fromme Stiftungen Arnold ausdrücklich erwähnt (177,8). Warum der Mäzen eine lateinische Version des »Gregorius« wollte, läßt sich nach unserer Kenntnis des »Rolandslied«-Epilogs vermuten: Latein hatte die geistliche Würde, die der Volkssprache nicht zukam (Arnold sagt herabsetzend, er sei derartige Lektüre nicht gewohnt und diese Art, sich auszudrücken, sei ihm fremd),<sup>34</sup> und Wilhelm wollte das deutsche Werk auf eine geistlich höhere Stufe gehoben wissen, so daß es der Ehre des Welfenhauses ebenso dienlich sei wie der Ehre Gottes. An einen öffentlichen Vortrag (wie beim »Rolandslied«) dachte er wahrscheinlich nicht, als politische Propaganda war das Werk inhaltlich nicht geeignet, sondern die Übersetzung war als Faktum eine »fromme Stiftung«, wie sie der Autor von Heinrich dem Löwen erwähnt. Die Geschichte des Inzestkinds, Muttergatten und späteren Papstes Gregorius verstand Wilhelm wahrscheinlich als Hausüberlieferung, denn wie seine Großmutter stammte Gregorius aus dem aquitanischen Fürstenhaus, sein Bruder Otto hatte seit 1196 den Titel eines Herzogs von Aquitanien inne, und er selbst trug den Stammmamen der dortigen Herzöge. Die Ansippung an einen Heiligen, hier an den legendarischen Papst Gregor, ist, wie wir beim »Rolandslied« gesehen haben, ein prestigebringendes Faktum. Arnolds *Gesta Gregorii Peccatoris* vereinen zwei Gattungskonzepte der lateinischen Literatur: heilsgeschichtliche Chronik und erbauliches Exempel. Sie fügen sich damit in das seit Heinrich dem Löwen bezugte »Hausinteresse« an Geschichtlichem, Religiösem und Wunderbarem.

## Heinrich als Autorität

Der Name Heinrichs des Löwen als Auftraggeber muß lange Zeit nicht nur einen guten, sondern einen ganz spezifischen Klang gehabt haben, denn ein geistlicher Autor bediente sich seiner um 1250 in einem nachträglich gedichteten Prolog zu dem mittelhochdeutschen Lehrdialog *Lucidarius*, der »Erleuchter«, das heißt »Erklärer«. <sup>35</sup> Das ursprüngliche Werk entstand um 1170 im südwestdeutschen Raum und bestand aus drei Büchern, die »trinitarisch« angelegt sind: Buch 1 handelt von der Schöpfung, wie sie ins Werk gesetzt ist, Gestalt gefunden hat und ein Ende nehmen wird; Buch 2 bringt die Lehre von der Erlösung und ihre Fruchtbarwerdung im liturgischen Leben der Kirche; Buch 3 handelt von den Letzten Dingen, dem Bereich des Heiligen Geistes. Bald wurde in der Überlieferung das 2. Buch gekürzt und das 3. eliminiert; später kam ein neuer Prolog hinzu, in dem berichtet wird, die Kapelläne Heinrichs des Löwen hätten das Werk in seinem Auftrag in deutscher Prosa geschaffen. Der Hintergrund für diese (erfundene) Behauptung ist die erschließbare Diskussion am Welfenhof über literarisch tradierte Wahrheit in ihrem Bezug auf lateinische Quellen und ihre Umsetzung in deutsche Verse oder Prosa. Der Prologautor griff für seine Argumentation auf den Epilog des »Rolandslieds« zurück, wo sich ja der Pfaffe Konrad der Nähe zur Latinität als wahrheitssicherndem Argument bedient hatte.

## Epilog

Schon am Ende des 13. Jahrhunderts war Heinrich der Löwe zu einer Sagengestalt geworden. Sein Beiname, der in dem Löwenstandbild von 1166 seinen sinnfälligsten Ausdruck gefunden hat, seine Pilgerfahrt ins Heilige Land von 1172 und seine Verbannung sind in die Legende eingegangen, allerdings in umgekehrter Ordnung: Auf einer Bußfahrt gewinnt der Herzog die Freundschaft eines Löwen. Hinzu treten später weitere Elemente aus anderen Quellen. Die erste erhaltene literarische Gestaltung ist ein höfischer Roman, der »Reinfried von Braunschweig«, um 1300 von einem Autor aus der Bodenseegegend verfaßt; <sup>36</sup> auch die balladeske Fassung Michel Wyssnerherres *Eyn buoch von dem edeln hern von Bruneczwigk als er uber merfuore* (Kat. H 8) ist weit von Braunschweig entfernt entstanden: um 1471/74 im Rhein-Main-Gebiet ist die einzige Handschrift anzusiedeln. <sup>37</sup> Hier sind – wie auch im »Reinfried« – Elemente aus anderen literarischen Texten in den Erzähl Ablauf integriert. In einem Eintrag aus dem Jahre 1595 kommentiert ein Leser: »Wer gern Geschichten hören will, wenig Wahrheit und viele Lügen, der nehme dieses Buch in die Hand, daraus wird er große Lügen erfahren, aber wenig Wahrheit.« <sup>38</sup> Der historische Herzog hatte seine Position und seine Handlungen mit poetisch vermittelter »Wahrheit« untermauern wollen – als literarische Figur holt ihn dann doch noch das Verdikt ein, daß Dichtung vieles ist, aber eines nicht: historische Wahrheit.

<sup>1</sup> *Nu wünschen wir alle geliche / dem herzogen Hainriche, / daz im got lône. / diu matteria, diu ist scoene, / die süeze wir von im haben. / daz buoch hiez er vor tragen, / gescriben ze den Karlingen. / des gerte diu edele herzoginne, / aines richen küniges barn. / mit den liechten himel wizen scaren / nâch werltlichen arbeiten / werdent si gelaitet / unter allen erwelten gotes kinden, / dâ si die ewigen mandunge vînden. / daz si sîn ie gedâchten, / daz man ez für brâchte, / in tiutische zungen gekêret, dâ ist daz rîche wol mit gêret. Pfaffe Konrad, Rolandslied, v. 9017–9034.*

<sup>2</sup> *dâ mit sî daz liet verendet. Pfaffe Konrad, Rolandslied, v. 9016.*

<sup>3</sup> *Ob iu daz liet gevalle, / sô gedenket ir mîn alle. / ich haize der phaffe Chunrât. / alsô ez an dem buoche gescriben stât / in franzischer zungen, / sô hân ich ez in die latîne betwungen, / danne in die tiutische gekêret. / ich nehân der nicht an gemêret, / in nehân der nicht überhaben. Pfaffe Konrad, Rolandslied, v. 9077–9085.*

<sup>4</sup> Ashcroft 1994.

<sup>5</sup> Bumke 1979, S. 113–118, S. 155, S. 75f.; zu den Welfen S. 137–154, bes. 143–148, zum »Rolandslied« S. 145f.

<sup>6</sup> Kartschoke 1989, S. 203f.

<sup>7</sup> Vgl. Bumke 1979, S. 143–148; Bertau 1968; Ganz 1989.

<sup>8</sup> Ott-Meimberg 1980; Ott-Meimberg 1992.

<sup>9</sup> *Nune mügen wir in disem zîte / dem künige Dâvîte / niemen sô wol gelichen / sô den herzogen Hainrichen. / got gap ime die craft, / daz er alle sîne viande erwacht. / die cristen hât er wol gêret, / die haiden sint von im bekêret. / daz erbet in von rechte an. Pfaffe Konrad, Rolandslied, v. 9039–9047.*

<sup>10</sup> Fried 1973; Nellmann 1965.

<sup>11</sup> MGH UU HdL Nr. 59. – Zum »Slawenkreuzzug« Ashcroft 1986; Mertens 1995 (im Druck).

<sup>12</sup> *die cristen hât er wol gêret, / die haiden sint von im bekêret ... got tet in ie si-gihhaft Pfaffe Konrad, Rolandslied, v. 9045f., 9049; vgl. die identische Formulierung im Prolog, auf Kaiser Karls Feldzug bezogen: want er mit gote überwant / vil manige heideniske lant, / dâ er die cristen hât mit gêret. Pfaffe Konrad, Rolandslied, v. 13–15.*

<sup>13</sup> Victor 1985.

<sup>14</sup> Jordan 1980, S. 256.

<sup>15</sup> *von eineme tiurlichem man, / wie er daz gotes rîche gewan. / daz ist Karl, der keiser. / vor gote ist er, / want er mit gote überwant / vil manige heideniske lant. Pfaffe Konrad, Rolandslied, v. 9–14.*

<sup>16</sup> Nellmann 1983; Bumke 1979, S. 78–85.

<sup>17</sup> *et antiqua scripta cronicorum colligi praecepit et conscribi et coram recitari, et in hac occupatione saepe totam noctum duxit insomnium. Gerhard von Steterburg, Annalen, S. 230.*

<sup>18</sup> Szklenar/Behr 1981; Störmer 1980; Flood 1985.

<sup>19</sup> Vgl. Störmer 1980.

<sup>20</sup> Zu Eilhart vgl. Mertens 1987; Hucker 1990, S. 367, 374f.

<sup>21</sup> Vgl. Hucker 1990, S. 367 (Anm.). – Einen in gewisser Hinsicht vergleichbaren Literaturtransfer haben wir zur selben Zeit im Fall des »Lancelot«: Die Vorlage (das *welsche buoch*) wurde von Hugo von Morville übermittelt, einer jener Geiseln, die 1193/94 für Richard Löwenherz am Kaiserhof waren. Zu dieser Zeit befanden sich auch die beiden Söhne des Löwen, Heinrich und Wilhelm dort (als Geiseln für ihren Oheim); es scheint dort also literarisches Leben geherrscht

zu haben. Auch der »Lancelet« ist ein – im Vergleich zu Hartmanns von Aue »Erec« – eher ›archaischer‹ Artusroman. Falls Ulrich von Zatzikhofen den »Lancelet« für den Kaiserhof geschaffen hat, könnte er zum »Tristrant« ein ›Konkurrenzunternehmen‹ bedeuten. Am Kaiserhof dürfte auch Bernger von Horheim den »Tristrant« kennengelernt haben, er urkundet 1196 in Italien bei Philipp von Schwaben und war vermutlich 1194 mit Heinrich VI. in Sizilien. Sein »Tristrant«-Lied (Minnesangs Frühling 112,1) setzt zwar Eilhart nicht unbedingt voraus, macht die Kenntnis jedoch wahrscheinlich.

<sup>22</sup> Mertens 1993a.

<sup>23</sup> Eilhart von Oberg, Tristrant und Isalde. – Buschinger 1974, Bd. 1, S. 530–559.

<sup>24</sup> Gervasius von Tilbury (Ed. Leibniz); Auszüge: Gervasius von Tilbury (Ed. Pauli). – Richardson 1961; Hucker 1990, S. 408f. – Zu Otto vgl. auch Schaller 1989; Mertens 1993b (älterer Beitrag noch ohne Kenntnis von Hucker).

<sup>25</sup> Herzog Friedrich (Ed. Noreen). – Stähle 1959.

<sup>26</sup> Nix 1993, S. 118–161.

<sup>27</sup> *Her keiser, ir sît willekomen, / des küniges name ist iu benomen, / des schînet iuwer krône ob allen krönen. / iuwer hant ist kreftic, quotes vol, / ir wellet übel oder wol, / sô muget ir beide rechen unde lônên. / dar zuo sage ich iu maere: / die fürsten sint iu undertan / und habent mit zühten iuwer kunft erbeitet. / und ie der Missenaere, / der ist iemer iuwer âne wân, / von gote wurde ein engel ie verleitet (L 11,30), zitiert nach Walther von der Vogelweide, Spruchlyrik, S. 104.*

<sup>28</sup> Nellmann 1979; Nix 1993, S. 131–149.

<sup>29</sup> Vgl. Hucker 1990, S. 118, 121–124; Nix 1993, S. 137–140, 145.

<sup>30</sup> Vgl. Hucker 1990, S. 409, der die Entstehung auf die Zeit zwischen 1209 und 1235 datieren kann und annimmt, die Vorlage sei von Gervasius selbst angelegt, der zwischen 1217/19 zum Propst von Ebstorf ernannt wurde.

<sup>31</sup> Arnold von Lübeck, Gesta Gregorii Peccatoris. – Mertens 1993; Hucker 1990, S. 373f.

<sup>32</sup> Vgl. Victor 1985.

<sup>33</sup> *Sed credo quod ad memoriam vobis occurrerit, quia ab ipsa puericia sub ditione memorandi patris vestri Henrici ducis incliti in Brunewich educatus fuerim.* Arnold von Lübeck, Gesta Gregorii Peccatoris, S. 177.

<sup>34</sup> *Quia usum legendi talia non habemus et modum locucionis incognitum formidamus,* Arnold von Lübeck, Gesta Gregorii Peccatoris, S. 67, vgl. S. 178f. (Kommentar Johannes Schilling).

<sup>35</sup> Lucidarius (Ed. Gottschall/Steer). – Steer 1990; Mertens 1993; Steer 1995. Ich beziehe mich weitgehend auf seine Ergebnisse.

<sup>36</sup> Gerndt 1980; Ebenbauer 1989.

<sup>37</sup> Abbildungen und Transkription der Handschrift: Michel Wyssenherr, Eyn buoch ... (Ed. Dinkelacker/Häring). – Meyer 1993.

<sup>38</sup> *Wer geren märlein hören wil, / Klein wahrheit, und der lügen vil, / Der nem diß buch hie für die handt. / Darauß wird ihm gantz wol bekant, / die lügen groß, die wahrheit klein.* Michel Wyssenherr, Eyn buoch ... (Ed. Dinkelacker/Häring), fol. 2v.